wirkliche Leben ist anders, als das im Drama, und doch, hatte ihr Schicksal nicht vielleicht mit jenem in der Tragödie Aehnlichkeit? Nein, nein, nein! er kam, er hielt sein Wort, er meinte es ehrlich. Ein Wagen hielt draußen an der kleinen Eingangsthür und der Erwartete trat eilig durch dieselbe in den Park. Sie athmete hoch auf und preßte die Hand gegen das stürmende Herz — nun war ihr Schicksal entschieden.

„Habe ich Dich warten lassen, mein süßes Lieb?", sagte er zärtlich, seinen Arm um die noch zitternde Gestalt legend.

Sie schmiegte sich an ihn; wie sie sich seines Schutzes bedürftig und gestärkt, erhoben durch seine Gegenwart fühlte.

„Ich dachte schon, Du hieltest mir nicht Dein Wort."

„Närrchen", antwortete er mit zärtlichem Vorwurf, beglückt sich fühlend, durch ihre Hingebung. „Es ließ sich nicht alles so glatt abmachen, wie ich es dachte. Aber nun ist alles bestens besorgt. Hast Du nun Vertrauen zu mir?"

„Ja, ja, wirst Du es auch niemals täuschen, hast Du auch den ganzen Ernst des Gelübdes, daß Du mir in kurzer Zeit ablegen wirst, überdacht?" fragte sie, die schönen Augen mit ernstem Blick auf ihn gerichtet.

„Natürlich", sagte er leichthin.

Sie fühlte sich durch seinen Ton verletzt.

„Noch ist es Zeit, zurückzutreten", sagte sie mit dringendem Ton.

Er sah sie an, von ihrer sinnigen, ernsten Schönheit berauscht, und wollte sie trunkenen Blickes an seine Brust ziehen. Aber Elise trat mit der ganzen Würde ihres Mädchenstolzes zurück.

„Nicht so, ich bitte Dich!"

„Liebst Du mich denn nicht mehr?" sagte er mit zärtlichem Vorwurf, „wäre es Dir denn recht, wenn ich so kühl vor den — Ihm — vor den Traualtar träte, als gälte es der Hochzeit eines Anderen? Meine Natur ist eine jähe, leidenschaftliche, ich will nichts wissen von der mondscheinsüchtigen Liebe, die keine wahre Liebe ist. Lieber die ganze Erdenseligkeit in einem kurzen vollen Zuge erschöpfen, als in homöopathischen Dosen tropfenweise genießen, mag nachher kommen was da will."

Sie nahm mit einem Erröthen seinen Arm.

„Komm", sagte sie leise.

„Ja, komm", entgegnete er übermüthig, „zum Glück, zum Wonnetraum, zum Paradies! Sieh, dort oben blinkt der Liebesstern, die Venus, ein bedeutsames Zeichen! Frau Venus, ich bete Dich an!"

Es wurde ihr fast unheimlich unter seiner geräuschvollen Heiterkeit, die etwas Forcirtes hatte, ihr inniges Gemüth konnte diese Art nicht als die rechte erkennen. Sie fühlte sich traurig dadurch gestimmt.

Draußen hielt ein Wagen, der geschlossen war und nicht zum Gute gehörte. Der Kutscher war in einen Mantel gehüllt und blieb auf dem Bocke sitzen, er sprach kein Wort, und seine Züge waren in der immer mehr zunehmenden Dunkelheit nicht zu erkennen. Der junge Graf half seiner Braut beim Einsteigen und zog den Schlag zu. Sie setzte sich in eine Ecke des Wagens und sprach nur selten ein Wort, desto mehr ihr Gefährte, den sie beinahe im Verdacht hatte, daß er vorher starken Wein getrunken habe. Die Fahrt dauerte lange, wohl an zwei Stunden, obgleich die Pferde in scharfem Trabe liefen.

Als der Wagen endlich hielt, war es vollständig Nacht, und ein prächtiger Sternenhimmel spannte sich über die stille Gegend.

Sie lehnte sich zitternd auf seinen Arm, nachdem sie ausgestiegen waren.

„Wo sind wir?" fragte sie.

„Es ist besser, Du erfährst es jetzt nicht", sagte er zärtlich bittend. „Du hast mir die Arrangements vollständig überlassen und es liegt in der Natur der Sache, daß dieselben augenblicklich möglichst verschwiegen bleiben."

„Weiß der Prediger die Zeit unserer Ankunft?"

„Ja, man erwartet uns."

Vor ihnen lag ein einzelnes Gebäude, von dem Elise nur schwach die Umrisse unterscheiden konnte, es war vollständig dunkel und schien ein Stück abseits von einem Dorfe zu liegen. Ihr Fuß zögerte auf der Schwelle — es war so düster, so vereinsamt, so still ringsum. Nur aus der Ferne klang das dumpfe Bellen eines Hofhundes; in nächster Nähe kein Laut, kein Licht — nur dort oben die leuchtende Ewigkeit.

Als sie eintraten, fiel ein schwacher Lichtschein durch die Spalte der Thür, sie wurde gleich hinter ihnen von Jemanden wieder verschlossen. Nur in der Mitte der kleinen Kirche, an einem einfachen Altar, brannte ein Licht und ein zweites wurde eben angesteckt. Nur der allernächste Umkreis wurde dadurch schwach erhellt.

„Noch ein Wort", sagte der Graf stehen bleibend, „der Prediger, der uns ein großes Opfer bringt, hat sich nur unter der Bedingung zu dem Akt verstanden, daß er nichts weiter als die übliche Formel zu sprechen habe, und jeder persönliche Verkehr ausgeschlossen bleibt; auch mit den Zeugen habe ich es so verabredet."

„Das ist aber seltsam", sagte Elise betroffen.

„Im Gegentheil", antwortete er mit sicherem, überlegenen Tone, „ich finde es ganz in der Ordnung. Die Eheschließung wird ordnungsmäßig ins Kirchenbuch eingetragen und Du erhältst eine Abschrift davon, wie Du es wünschtest, aber in diesem Augenblicke kann der Prediger, den zu gewinnen es überhaupt sehr schwer hielt, nicht anders, als die größte Diskretion beanspruchen. Würde die Sache bekannt, ehe ich meine Mutter dafür gewonnen habe, so könnte es leicht einen öffentlichen Skandal geben, der unbedingt die Absetzung des Mannes nach sich führen, wahrscheinlich auch mir meine Stellung kosten würde. Du wirst das einsehen und Dich mit der einfachen Zeremonie begnügen."

Sie wollte noch etwas erwiedern, aber er zog ihren Arm fester in den seinen und führte sie zum Altar. Hier legte Elise Ihren Hut und Paletot ab, nahm den Kranz aus seiner Umhüllung und setzte ihn sich auf, ein kleiner Taschenspiegel leistete dabei nur sehr nothdürftigen Dienst.

Dann trat das Paar an den Altar heran, wo der Prediger im Ornate sich unterdessen aufgestellt hatte, während die Zeugen, zwei Herren, nach einem kurzen Gruße sich hinter dem Paar plazirten. Es war eine sehr seltsame Trauung.

„Und so frage ich Dich denn" u. s. w. sprach der Prediger die übliche Trauformel, und ein kräftiges Ja des jungen Offiziers und ein leises gepreßtes des Mädchens beschlossen den nächtlichen Bund. Zwei einfache Ringe, ohne jedes Abzeichen, hatte der Graf mitgebracht und dieselben fanden ihren entsprechenden Platz.

Dann verließ das Paar, nachdem der Graf den Zeugen und dem Priester seinen Dank ausgesprochen und mit der Zuversicht schloß, daß er und seine Frau recht bald dieselben zu einer offiziellen Familienfeier bei sich sehen würden, die Kirche.

(Fortsetzung folgt.)

Fürst Bismarck.

Gedenkblätter zum siebzigsten Geburtstage.

Von Prof. Dr. Adalbert Horawitz.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

IV.

Wohl hatte Bismarck die Nation in den Sattel gehoben, aber von selbst lernte sie das Reiten nicht; er mußte auch ihr Rittmeister werden. Und er hatte es da mit recht störrischen und ungeschickten Leuten zu thun, es war Arbeit vollauf auch für den versuchten und erprobten Mann! Wer damals sanguinisch eine baldige Erweiterung des Norddeutschen Bundes erwartete, sah sich in seinen Hoffnungen getäuscht; stärker als je schienen die Gegner der unionistischen Richtung zu widerstreben, selbst die drei Sessionen des Zollparlaments brachten keine Resultate in der Einigungsfrage. — Einen Trost freilich mochte man in dem Erfolge der Bismarck'schen Politik Frankreichs Prätensionen gegenüber ersehen, das, wie bekannt, sowohl die Luxemburger Frage aufwarf, als sich auch in die Angelegenheit Nordschleswigs einmengte. Kein Dorf, kein Kleefeld wird vom deutschen Gebiete abgetreten! Das war stets die Antwort des deutschen Staatsmannes, der unter vielen anderen hochwichtigen politischen und wirthschaftlichen Reformen das großartige Projekt der Gotthard-Bahn durch seine energische Haltung zur Verwirklichung brachte. Zur Erhaltung von den nicht leichten Aufgaben und Kämpfen zog sich — denn seine angegriffenen Nerven verlangten dies gebieterisch — der Kanzler des norddeutschen Bundes ab und zu nach Hinterpommern in sein Schloß Varzin zurück. Und hier lebt der Mann der großen europäischen Epopöe seiner ihm so sehr nöthigen erfrischenden Idylle.

Auch in Bismarck ist die deutsche Zweiseelennatur — der Mann, der nicht rasten und ruhen kann, dessen Wille die Welt bewegt, hat die innigste Sehnsucht nach einem der Natur hingegebenen Stillleben, innig mit der ewig gleichen heiligen Natur? Aber wie sich Sulla als Exdiktator in dem kleinen Landstädtchen, in das er sich zurückzog, eine neue Thätigkeit schuf, in der er wiederum der Große, Siegreiche war, so war der Lenker des Norddeutschen Bundes in Varzin der Meister der Natur geworden, auf dessen Machtgebiet Forste entstanden und unwirthliche Gegenden lohnenden Ertrag liefern mußten. Ob er nun hinaustritt in die beglückende Stille der Wälder und die würzige, kräftige Luft einsog, oder ob er, im Herbste noch immer auf seinem geliebten Landsitze weilend, am mächtigen Kamin, die Pfeife in der Hand, den wackeren „Sultan" zu Füßen, von der Vergangenheit träumen oder Zukunftspläne in seinem Geiste gestalten mochte, Eines blieb stets unverrückt sein höchstes Lebenselement — das war der kategorische Imperativ, den der Weise von Königsberg, den Immanuel Kant ihm zur Richtschnur des Lebens gemacht. Die Pflicht war es, welche ihn gar oft bei entscheidenden Verhandlungen rasch nach Berlin eilen ließ; die Pflicht erhielt ihn inmitten der scheinbaren ländlichen Zurückgezogenheit stets in Dienst. Ernster, verantwortungsvoller, als je sollte sie im Juni 1870 an ihn herantreten. Es waren die Tage, in denen das Kaiserreich, das nicht der Friede war, die alte Politik Frankreichs gegen Deutschland, die Politik gewissenlosester Frivolität und Eroberungssucht auszunehmen sich veranlaßt sah. Man weiß, welche Keckheit der damalige französische Botschafter Benedetti, welche Verlogenheit die französischen Minister entwickelten, wie König Wilhelm dem aufdringlichen Sendling Frankreichs künden ließ, er habe ihm weiter nichts mehr zu sagen. Die Folge war die Kriegserklärung, welche man um jeden Preis haben mußte, um sie der grande nation zu ihrer Beruhigung hinzuwerfen. Die Erklärung, welche nach dieser leichtsinnigsten politischen Handlung des Kaiserreiches von Seite Preußens an die Kabinette Europas erging, ist aus Bismarcks Feder; eine edlere, mannhaftere Sprache ist selten in einem diplomatischen Aktenstücke gesprochen worden; gerne erinnert man sich auch heute wieder dieser maßvollen, so ganz von deutscher Art durchdrungenen Worte.

Jubelnd, mit Gefühlen, wie die Väter in den Befreiungskriegen, zog Alldeutschland in den Kampf. Nicht vermessene Siegesgewißheit erfüllte die Herzen; man wußte, daß man einem harten Strauß entgegengehe; Viele besorgten, daß die deutschen Truppen den Prätorianern des Kaiserreiches nicht gewachsen sein würden. Da erweckte der großherzige Entschluß des edlen Königs von Baiern, welcher Süddeutschland einer nationalen Politik wiedergab, frohe Hoffnung. Zu Ende war es ja nun mit der schmachvollen Unterwürfigkeit des Südens — Napoleon III. hatte nur das Süddeutschland des Rheinbundes vor sich, seine Auffassung war, Gott sei gedankt, eine falsche. Gebieterisch forderten die süddeutschen Stämme den Anschluß an Preußens Heer. Baiern, Würtemberger und Badenser thaten in trefflicher Weise ihre nationale Pflicht, wie Bismarck gar oft freudig anerkannte. Wie früher, so zog auch 1870, dieses Mal zur gewaltigsten Entscheidung, der deutsche Staatsmann mit in den Krieg. Wie er einst gegenüber dem Drohen volksverrätherischer Minister im Süden, die mit einer neuen Vereinigung mit Frankreich gedroht hatten, jenes berühmte Wort aussprach: „Der Appell an die Furcht findet kein Echo in deutschen Herzen," so ist er furchtlos und ohne Zagen hineingeritten ins feindliche Land. Und wahrlich, wer die lange Reihe von Gefahren betrachtet, die er unversehrt durchgemacht, wird sagen müssen: hier wird das Walten einer höheren Macht, das Walten der Vorsehung auch dem schwächsten Auge ersichtlich. Nichts Anderes als Gottvertrauen war es, das den Kanzler auf seinen waghalsigen Wanderungen und Ritten durch feindliche Städte und durch das allüberall von Franctireurs besetzte Land als sicherster Trost und sicherster Schutz begleitete. Ja! dieser herrliche Besitz des Menschen, die echte Religiosität, der tief im Gemüthe, nicht in Aeußerlichkeiten wurzelnde Glaube feiten den großen Staatsmann, das machtvolle Genie in diesen Stunden, wie in den bangen Tagen, als er seine beiden geliebten Söhne im Kampfe wußte, als ihm der eine schwerverwundet ins Haus getragen wurde, als täglich Nachrichten von dem Tode von Freunden und Bekannten kamen. Dieser Glaube aber war es auch, der den Tausenden und Abertausenden Stärkung und Erquickung in den bangen Minuten bot, in denen sich die Seele hoffnungsvoll und getröstet von dem zerschmetterten blutigen Körper trennte. Der letzte Laut der bleichen Lippen war bei den meisten der deutschen Soldaten ein ergebungsvolles Gebet, ein Segensspruch oder eine Ode für die daheim Gebliebenen. Wohl ein anderes Bild, als das des verzweifelnden Gottesleugners, für den mit dem Tode Alles zu Ende ist, dessen letzter Lebensodem zugleich mit dem Fluche entweicht, daß er so jung schon sterben müsse. — Doch genug von diesen Reminiscenzen an Gespräche, die ich in jener unvergleichlichen Zeit mit deutschen Offizieren im Elsaß hatte — begleiten wir den „eisernen Kanzler" auf seinem Zuge gegen Paris. Den eisernen Kanzler — wie mehr verdient er diesen Namen, als in diesem Feldzuge, in dem seine Konsequenz und Unerschütterlichkeit unsere Bewunderung erregt. Nirgends finde ich den Vergleich mit Luther so am Platze, als in dieser großen Epoche; nirgends mag man mehr erkennen, daß beide Männer in ihren Vorzügen und — Fehlern derselben Art entstammen. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß Beide in ihrem innersten Wesen den Romanen ganz unverständlich bleiben müssen. Es fehlt ihnen ganz jenes Theaterpathos, jene hochstrebende Ausdrucksweise, jene Berechnung ihrer Worte für die Kritik der Zeitgenossen und das Urtheil des Geschichtsschreibers, das etwa Ludwig XIV., das Napoleon I. so oft an den Tag legten. Das ist der Gang, die Redeweise, welche auch anderen Menschen eigen ist, kein Schreiten auf dem Kothurn; der Ausdruck des Gedankens, der Empfindung, einfach, grobkörnig oft, ja derb, aber immer passend. Und inmitten all der tausendfachen Gefahren von außen und der Zweifel im Innern köstliche Ruhe und prächtigen Humor, als ob man im tiefsten Frieden lebte. Nichts unrichtiger, als anzunehmen, daß Bismarck's Wirken in jenem Kriege ein ungehemmtes gewesen wäre; an Aerger und Hemmnissen fehlte es ihm nicht; oft hatte er sich über die Militärs, über gewisse Fürstlichkeiten und über die Schonung hoher Damen für das „Babel" an der Seine zu beklagen; oft seufzte er darnach, seine Gedanken frischweg durchführen zu dürfen; es kam sogar dazu, daß er seine Entlassung nehmen wollte. Wohl wirkte dabei auch die übermenschliche Anstrengung mit, die sogar die riesenhafte Natur des Kanzlers angriff.

Nicht die körperlichen Strapazen, die er leicht ertrug, die erdrückende geistige Arbeit war es, die seinen leidenden Nerven gefährlich ward.

Am 16. August waren die Söhne Bismarck's bei Mars-la-Tour im heftigsten Kampfe gewesen, „der ältere hatte nicht weniger als drei Schüsse bekommen, einen durch das Bruststück des Rockes, einen auf die Uhr und einen durch das Fleisch des Oberschenkels." Mit Stolz erzählte der Kanzler, der am Abende sorgenvoll über das Schlachtfeld geritten, um nach seinen Söhnen zu spähen, sein Sohn Wilhelm habe einen Kameraden, der am Beine verwundet war, mit kräftigem Arme aus dem Getümmel herausgezogen, ihn auf's Pferd genommen und so gerettet. Doch Bismarck mußte seine Söhne wieder von sich lassen; der verwundete Herbert wurde in die Heimath transportirt, Graf Wilhelm — noch immer nicht Offizier, „so wenig Protektion herrscht bei uns", sagte der Kanzler — zog mit seiner Schwadron weiter gegen den Feind. In der Begleitung des Königs war auch Bismarck bei all' den großen Kämpfen zugegen, die den Weg in das Innere Frankreichs eröffneten; neben seinem Könige sah er die Entscheidung von Sedan. Der Brief, den er über diese Schlacht an seine Frau richtete, ward von Franctireurs aufgefangen und dann von den französischen Zeitungen publizirt. Er bespricht darin sein Zusammentreffen mit Napoleon III. „Ich ritt ungewaschen und ungefrühstückt gegen Sedan, fand den Kaiser im offenen Wagen mit drei Adjutanten .... Ich saß ab, grüßte ihn ebenso höflich, wie in den Tuilerien und fragte nach seinen Befehlen." Er schilderte dann die weiteren Umstände bis zu der Unterredung, die zwischen ihnen in dem ärmlichen Arbeiterhause stattfand, und schrieb: „In einer Kammer von zehn Fuß Geviert mit einem fichtenen Tische und zwei Binsenstühlen saßen wir eine Stunde, die Anderen waren unten. Ein gewaltiger Kontrast mit unserem letzten Beisammensein 1867 in den Tuilerien. Unsere Unterhaltung war schwierig, wenn ich nicht Dinge berühren wollte, die den von Gottes gewaltiger Hand Niedergeworfenen schmerzlich berühren mußten." Eben dieser Zartsinn des sonst so energischen Mannes veranlaßte ihn auch, das Harte, das in den Kapitulationsbedingungen lag, Napoleon III. lieber durch Moltke sagen zu lassen. Ueber den Erfolg von Sedan äußert sich Bismarck mit den Worten: „Es ist ein weltgeschichtliches Ereigniß, ein Sieg, für den wir Gott dem Herrn in Demuth danken wollen, und der den Krieg entscheidet, wenn wir auch letzteren gegen das kaiserlose Frankreich noch fortführen müssen." Die Behandlung Frankreichs, dessen grausame Kriegführung durch die Franctireurs, dessen Verwilderung unter dem leidenschaftlichen Hasse gegen die „fremden Barbaren" den deutschen Soldaten so arg mitspielte, war Bismarck nicht zweifelhaft. So arg der böse Wille nicht blos Einzelner, sondern der ganzen Nation hervortrat, ebenso gründlich mußte dafür gesorgt werden, daß Frankreich keinen erfolgreichen Revanchekrieg mehr führen könne. Der Zielpunkt all' der Unterhandlungen, die Bismarck jetzt und später mit Jules Favre und Thiers führte, der Grundgedanke aller diplomatischen Schriftstücke mußte die Erlangung von Sicherheiten gegen Frankreichs böse Absichten sein. Zu genau kannte der deutsche Staatsmann die Vergangenheit, um nicht zu wissen, was die Politik der Gallier gegen Deutschland stets bedeutete — diesen brutalen Mißhandlungen sollte endlich einmal ein Ende gemacht werden. All' die Drohungen, all' den sentimentalen Appell an die deutsche Großmuth, all' den Regungen der Neutralen gegenüber blieb Bismarck fest bei seiner Absicht, die Deutschland geraubten Lande wieder heimzubringen, Frankreich aber seinen Stachel zu nehmen. Seine Politik hegt keine Rachegedanken, sie fragt sich nur: wie nehme ich am besten und fruchtbarsten den Vortheil meines Volkes wahr. „Gemüthliche Regungen haben auf dem Gebiete der politischen Berechnung so wenig Bürgerrecht als auf dem des Handelns." Das war der Standpunkt, den Bismarck, Favre und Thiers gegenüber einnahm. Wie rauh mußte ihnen der Mann erscheinen, der für die Vorstellung, daß Paris, die Stadt der Städte, die heilige Stadt geschont werden müsse, der für die ihm eröffnete Perspektive einer geistigen Verbrüderung der Nationen nur trockene Abweisung hatte und sich ungemein ungehalten zeigte, daß man mit dem Bombardement von Paris so lange zögerte. Einen „barbare aimable" nannte ihn Thiers, viel treffender waren die Bemerkungen Jules Favre's über den deutschen Staatsmann, mit dem er so oft und in so erschütternden Momenten zu verhandeln hatte. Favre schreibt von ihm: „Die große Gewalt, die er ausübt, flößt ihm weder Hochmuth noch Täuschungen ein, aber er hält daran fest. — Ich habe ihn von einer Schonungslosigkeit und von einer Nachsicht kennen gelernt, die mir unerklärlich sind — er hat mich niemals hintergangen!" Unmöglich und auch unnöthig wäre es, hier die Geschichte der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen vor Paris darzustellen, nur das Eine muß man sich vor Augen halten, daß neben den Verhandlungen mit der unfaßbaren Regierung Frankreichs, die mit den Regierungen Süddeutschlands und den Neutralen einhergingen; daß die Gefahren des Partikularismus, so wie jene der Einmischung anderer Staaten abgehalten werden mußten, um die Frucht der Opfer und Anstrengungen vollauf zu gewinnen. Es war eine staatsmännische Arbeit ersten Ranges, sie schloß aber solche Qualitäten in sich, wie sie sich nur in Bismarck vereint finden. Schon konnte man den Fall von Paris, den endlichen Frieden voraussehen, da ward endlich der Schlußstein zur deutschen Einheit gelegt durch den Abschluß Bismarck's mit Baiern. Der Kanzler fühlte selbst, was dieser bedeute. Es war am Abend des 23. November 1870, gegen 10 Uhr, da trat Bismarck „mit freundlichster Miene" in das Zimmer der Räthe, die noch bei Tische saßen, und sagte bewegt: „Nun wäre der bairische Vertrag fertig und unterzeichnet. Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch." — Am 18. Januar 1871 aber wurde im Spiegelsaale zu Versailles das neue deutsche Kaiserthum verkündigt. Im Prunksaale des alten Erbfeindes, mitten unter den Standbildern seiner Eroberer, inmitten der deutschen Fürsten las Bismarck mit weithintönender Stimme die Urkunde der Neubegründung des deutschen Kaiserthums vor. Es waren wuchtige Worte, welche da erklangen, ernst und feierlich ward der Vergangenheit, in bescheidenem Vertrauen der Zukunft gedacht. In ganz Deutschland wiederhallten diese Worte — die Nation hatte, was sie so lange fruchtlos erstrebt. Treffend drückte Heinrich von Treitschke die allgemeine Stimmung aus, wenn er schrieb: „Das Vaterland, vor Kurzem noch ein leerer Schall, ist jetzt eine ernste, heilige Wahrheit!"

Gewiß, alle Faktoren hatten ihre Schuldigkeit gethan! Selten hatte Deutschland eine so große Zeit erlebt; tapfere Gesinnung und Opferfreudigkeit, welche 1813 bereits Wunder geleistet, erfüllten nun das ganze Land. Und wie das Land, so that Jeder in den siegreichen Heeren seine Pflicht. Was Roon's Organisationen, was Moltke's Strategie geleistet, was des greisen Heldenkaisers tapferes Beharren geschaffen, kündet die Geschichte. Daß aber diese kostbare Arbeit die Glieder der Nation zum Ziele führte, daß der Erfolg so unverkümmert war und diesmal nicht durch die Feder der Diplomaten verdorben, sondern durch das Genie eines nationalen Staatsmannes völlig benützt ward, das ist und bleibt das unsterbliche Verdienst Bismarck's.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur Franz Göpe in Chemnitz. — Druck und Verlag von Alexander Wiede in Chemnitz.